

(Nachdruck verboten.)

15]

## Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Regö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

„Kehrst Du Dich daran?“ fragte Pelle verwundert.

„Nein, aber das Kind. Sie ist unglücklicherweise mit dergleichen nur zu vertraut! Und sie begreift das Verhältnis selbst auch nicht, sie ist erst zehn bis zwölf Jahre alt und bereits gewöhnt, jede Freundlichkeit mit ihrem kranken Kinderkörper zu bezahlen. Begreift Du, wie entsetzlich es ist, in ihre verwunderten Augen zu sehen? Der Arzt sagt, sie hat inwendig Schaden genommen, auch trägt sie wahrscheinlich eine Tuberkulose mit sich herum; er glaubt nicht, daß sie sich jemals wieder erholen kann. Und ihre Seele — welsch Abgrund für ein Kind, sich damit herumzuschleppen. Ein einziges solches Kinderschiedsal ist schon zu viel, und wie viele dergleichen gibt es nicht in der Hölle, in der wir leben!“

Sie sahen eine Weile schweigend da. „Und nun mußt Du verzeihen, wenn ich Dich zu gehen bitte,“ sagte Morten endlich und erhob sich, „aber ich muß jetzt arbeiten, da ist etwas, was ich heute abend noch fertig haben muß. Du bist mir nicht böse, wie? Sieh wieder vor, sobald Du kannst, und hab' Dank, daß Du gekommen bist!“ Er drückte Pelles Hand.

„Tu mir den Gefallen und mach Deine Augen auf,“ sagte er, indem er ihn hinausließ, vielleicht könntest Du mir behilflich sein, Klarheit in die Geschichte der Armenisten zu bringen. Du kennst ja Unmengen von kleinen Deuten und mußt auf irgendeine Weise in Johannens Leben eingegriffen haben, ich kann es ihr anmerken. Hast Du nicht bemerkt, wie erpicht sie darauf war, Dich zu sehen? Versuche die Sache ausfindig zu machen, Pelle!“

Pelle versprach es. Aber das war leichter gesagt als getan. Wenn er die Gedanken in der ausgedehnten Armenwelt herumshweifen ließ, mit der er während der ganzen Aussperrung in enge Berührung gekommen war, so waren da Hunderte von Kindern, die Johannens Schicksal erduldet haben konnten.

5.

Pelle hatte sein altes Werkzeug hervorgehakt und sich als kleiner Meister für die Bewohner der Straße eingerichtet. Er lief nicht mehr herum und suchte, und Ellen wollte es scheinen, als habe er die Hoffnung aufgegeben. Aber er wartete nur und rüstete sich; er war so sanguinisch wie nur je. Die Verheißung von dem Unfasslichen lag ihm noch immer uneingelöst im Sinn.

Da war kein Platz für ihn oben in der engen Wohnung, wo Ellen ihre Wäsche besorgte, so mietete er sich denn einen Raum in dem hohen Keller und hängte ein großes Schild ins Fenster; er zeichnete es selbst mit Schustertinte auf ein Stück Pappe, damit sparte er das Geld. „Kommt mit Eurem Schuhzeug zu mir, dann helfen wir einander auf die Beine“ stand da. Wenn Lasse Fredrik nicht auf Arbeit oder in der Schule war, hielt er sich fast immer bei dem Vater auf; er war ein geschickter Junge und konnte bei mancherlei eine Handreichung tun. Während sie arbeiteten, plauderten sie über alles Mögliche. Der Junge erzählte seinem Vater alles, was er erlebte.

Er war stark im Begriff, sich zu verändern, und redete äußerst vernünftig über alles. Pelle war besorgt, daß er nicht genug von seiner Kindheit hatte. „Willst Du nicht hinauf und mitspielen?“ fragte er, wenn die Jungen der Umgegend an dem Kellerfenster vorbeiströmten. Aber Lasse Fredrik schüttelte den Kopf. Im Spiel war er alles gewesen, vom Verbrecher bis zum König, da war nichts mehr zu erreichen. Nun wollte er gern zu etwas Nichtigem kommen und träumte vorläufig davon, zur See zu gehen.

Obwohl sie alle drei arbeiteten, reichte es nur eben aus, daß sie sich durchschlagen konnten; es blieb nie etwas übrig, um sich das Leben traulich zu gestalten. Dies war namentlich Ellens Kummer, Pelles Gedanken schienen nicht daran zu basten. Wenn man ihm nur ein wenig Eßbares vorsezte, war er zufrieden und sah nicht darauf, was es war.

Es war Ellens Traum, daß sie sich noch einmal — durch wahnsinnige Arbeit früh und spät — in die Höhe arbeiten

und in eine andere Gesellschaftsschicht hinauf gelangen konnten. Aber Pelle wurde ärgerlich, wenn sie sich noch nach Feierabend abmühte; sie wollten lieber ein wenig ärmlich sein und es sich dann erlauben können, Menschen zu sein, sagte er. Ellen verstand das nicht, sah aber wohl, daß sein Sinn nach einer anderen Richtung gewendet war; er, der früher immer bei den Büchern einschlief, konnte sich jetzt so darin vertiefen, daß er das Tummeln der Kinder um sich herum nicht hörte. Sie mußte ihn geradezu wecken, wenn sie irgend etwas wollte, und sie ängstigte sich vor dieser neuen Macht, die an Stelle der alten getreten war. Es war fast wie ein Fluch, daß immer etwas darauf hinarbeiten mußte, ihn über sie hinauszuführen. Und sich dagegen aufzulehnen, wagte sie nicht; sie hatte bittere Erfahrungen von früher her.

„Was suchst Du in Deinen Büchern?“ fragte sie und kam hin und setzte sich zu ihm. Pelle sah geistesabwesend auf, seine Gedanken kamen aus fernen Gegenden, wo sie nicht mit dabei gewesen war. Was er suchte? Er tastete sich vorwärts, konnte sich aber nicht klar darüber werden. „Ach suche mich selbst!“ sagte er plötzlich, mit einem kühnen Hieb durch das Ganze hindurch. Ellen staunte ihn verwundert und enttäuscht an.

Aber sie kam wieder, diesmal sollte nichts sich zwischen sie stellen dürfen und ihre Welt zerstören. Sie legte sich nicht mehr irgend etwas quer in den Weg, aber nun wollte sie ihm folgen und da sein, wo er war. „Erkläre mir, was Du da vor hast, und nimm mich mit,“ sagte sie.

Pelle hatte sich im Grunde darauf gefaßt gemacht, allein in das hinein zu gehen und war froh überrascht, auch bei ihr den Trieb zur Entwicklung zu finden. Vorläufig glich die Welt des Geistes noch einer Wildnis, und es war höchst angenehm, dort zu zweien zu wandeln.

Er machte sie mit den Gedanken vertraut, die ihn selbst beschäftigten, und erwog sie mit ihr; und Ellen beobachtete staunend, daß dies alles etwas war, das nichts mit ihrem privaten, kleinen Wohlergehen zu schaffen hatte. Sie gab sich viele Mühe, diese Flucht fort von dem, was doch das Wesentlichste war, zu begreifen; das war ja ganz so wie mit Kindern, die immer am liebsten das wollten, was sie nicht wollten.

Am Abend, wenn Svend Trost und Schwester ins Bett gelegt waren, nahm Pelle ein Buch und setzte sich hin, um vorzulesen. Ellen nahm irgendeine Flickarbeit zur Hand, und Lasse Fredrik hing über einer Stuhllehne, die Augen starr auf den Vater geheftet, mit abstehenden Schlappohren. Obwohl er nicht die Hälfte verstand, folgte er angepannt, bis die Natur ihr Recht geltend machte und er einschlief.

Ellen konnte das so gut verstehen, sie hatte selbst ihre liebe Not, die Augen offen zu halten; es waren keine Unterhaltungsbücher, die Pelle las. Zuweilen hielt er inne, um etwas aufzuschreiben oder irgendeine Frage zu erörtern. Er konnte die sonderbarsten Einfälle haben und einen Zusammenhang zwischen Dingen sehen, von denen Ellen fand, daß sie jedes in seiner Himmelsgegend lagen; sie mußte im stillen denken, ob er nicht sehr gut als Pastor hätte studieren können. Uebrigens kleidete es ihn; seine Augen wurden ganz schwarz, wenn er so recht davon in Anspruch genommen war, irgend etwas zu erklären; und seinen Mund umspielte ein eigentümlicher Zug, so daß sie, wie sie da sah, Lust bekam, ihn zu küssen. Sie mußte in ihrem stillen Sinn einräumen, daß es auf alle Fälle eine sehr unschädliche Feierabendbeschäftigung war, und sie freute sich, daß das, was ihn diesmal so einnahm, ihn doch wenigstens an das Haus fesselte. Eines Tages wurde es Pelle klar, daß er sie doch nicht bei sich hatte. Sie glaubte nicht einmal an das, was er vorhatte; sie hatte nie blindlings an ihn geglaubt. „Sie hat mich wohl auch nie richtig geliebt, das ist der Grund,“ dachte er misshütig. Vielleicht war das die Erklärung dafür, daß sie Svend Trost so ruhig hinnahm, als sei er ihr eigenes Kind, sie war nicht eifersüchtig! Pelle hätte sich gern mit Wortwürfen überschütten lassen, um hinterher einen Kuß, von brennenden Tränen genezt, zu bekommen. Aber Ellen geriet nicht aus dem Gleichgewicht.

So gemüthlich sie miteinander lebten, merkte er, daß sie bis zu einem gewissen Grade ihre Rechnung ohne ihn machte, als habe er eine Schwäche, mit der zu rechnen immer geraten war. Die Erfahrung von alten Zeiten her sah tief in ihr.

Ellen hatte so ihre eigenen Pläne mit dem alten Saal und zwei kleinen Anrichtezimmern, die sich daran schlossen; sie hatte das Waschen satt, es warf einen elenden Verdienst ab, viel Arbeit und geringes Ansehen. Jetzt wollte sie ein Artistenlogis einrichten; da war mehr als eine in der Straße, die anständig davon lebte, daß sie an Artisten vermietete.

„Hätte ich nur ein paar hundert Kronen gehabt, um in Gang zu kommen, dann sollte die Sache schon gehen,“ sagte sie.

„Und dann hättest Du mehr Zeit und Ruhe für Deine Bücher,“ fügte sie einschmeichelnd hinzu.

Belle riet davon ab. Die guten Artisten kehrten in den Artistenhotels ein, und die Leute, auf die man rechnen konnte, hatten nicht viel zum Bezahlen. Er hatte allerlei Beobachtungen von seinem Kellerfenster aus gemacht und Schuhe für einige von ihnen geflickt, es war ein ziemlich sohlenloses Volk. Dann schwieg sie davon, aber er konnte merken, daß sie nicht überzeugt war. Sie ließ nur die Sache fallen, weil er dagegen war und er doch das Geld beschaffen sollte.

Dieser Gedanke war ihm peinlich, er war vorsichtig geworden, als es sich darum handelte, über andere zu bestimmen. Das Geld mußte beschafft werden können, wenn nicht auf andere Weise, so doch, indem man Pfand auf Mobilien und Werkzeug nahm. Ging die Sache schief, so war es der sichere Ruin. Aber Ellen dachte vielleicht, daß er als tote Hand über ihrer Zukunft ruhte.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

6)

## Veine.

Von Franz Held.

Eine plötzliche Bewegung lief durch das Publikum. Man stand auf und gestikuliert hinter einem hohen alten Mann von leicht vornüber gebeugter Haltung, der vorbeiging. Er war isoliert, aber ein Schwarm respektvoller Neugieriger folgte ihm in einiger Entfernung. Und doch war der Alte keineswegs respektabel gekleidet. Er trug die Hände in die zerstückelten Taschennähen eines langen bräunlichen Mantels eingeklemmt, der offenbar nicht für seinen Leib geschneidert war. Alle seine Sachen, selbst bis auf den Schlips, schienen beim Trödel erstanden. Unter dem heulenden Hut war das Kinn von harten Falten wie von Eisenreifen umschnürt, der Hinterkopf glatt geschoren, wie bei einem Sträfling. Und wirklich kam der Mann schnurstracks aus dem Zuchthaus. Er war heute erst entlassen worden.

„Sie dürfen den Rennplatz nicht betreten!“ hatte ihn vor einigen Stunden der ihm folgende Schutzmann angeschreut, als er auf das Eingangstürchen zurücktrat. Denn er stand noch für zwei Jahre unter Polizeiaufsicht. Der Alte drückte ihm 20 Frank in die Hand und löste für sie beide Billets zur Wiese. Er ging dorthin und nicht auf die Tribüne, weil er dort seine Absichten besser zu erreichen hoffte.

„Ihr Arbeitsbuch ist allerdings in Ordnung — das Geld hat seine richtige Herkunft — soll ich Ihnen vielleicht einen Operrgüder besorgen?“ sagte der Schutzmann.

Massereau war kein gewöhnlicher Lump. Im Gegenteil. Ehemals genoß er das höchste soziale Ansehen. Damals war er Großindustrieller, sein Vermögen zählte nach Millionen.

Einem Freund, dem er unbeschränktes Vertrauen schenkte, hatte er große Kapitalien in die Hand gegeben für humanitäre Zwecke: Kinder-Asyle, Arbeiterkolonien à la Owen — und der Freund war mit dem Gelde durchgegangen, nachdem er zuvor Massereau's einzige Tochter verführt hatte. Der Betrogene ließ einen hohen Preis für Ermittlung seines Aufenthalts ausschreiben. Als er ihn wirklich abgefaßt hatte, übergab er ihn nicht den Gerichten. Denn denen gegenüber hätte er schwer etwas beweisen können, da zwischen ihm und dem Betrüger keinerlei schriftliche Übereinkunft getroffen worden war.

Aber er übte Privatjustiz.

In seiner Familie waren schon mehrere Fälle von Wahnsinn vorgekommen und er selbst fühlte sich seit dem Wundenstück hochgradig aufgeregt. Er ließ den Aufgespürten durch einen Dritten, der eine Unterredung mit ihm nachsuchte, chloroformieren, dann prägte er ihm mit einem glühend erhitzten Zwanzigfrankstück, das er an einem Putschstiel befestigt hatte, ein Brandmal auf die Stirne.

Der also Gefennzeichnete lag monatelang schwer krank, denn die Brandwunde hatte gezeitert und die Kopfschmerzen nach sich gezogen. Die Justiz brauchte der geschickte Betrüger nicht zu fürchten — er klagte gegen Massereau wegen Mordversuchs, und dieser wurde zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt, da die Irrenärzte ihn für gesund erklärten.

Im Zuchthause hatte er Wolle krabben müssen und sich etwa 600 Frank erarbeitet. Er war übrigens noch immer Millionär. Seine Schwester hatte das meiste von seinen Unternehmungen gerettet und weitergeführt.

Sein erster Gang war heute zum Telegraphenbureau gewesen. Er verlangte von dieser in Lyon wohnenden Schwester telegraphische

Anweisung von 100 000 Frank auf die Banque de France. Die konnten aber erst morgen da sein.

„Gehen Sie doch nicht hinter mir her, wie ein Bedienter!“ wandte er sich an seinen treuen Begleiter in der Kapuze. „Reinigen Sie, ich schäme mich vor dem Rad, Sie unter den Arm zu greifen?“

Für neue 20 Frank ließ sich der Schutzmann diese Zutraulichkeit gefallen.

Massereau setzte 400 Frank auf einen aussichtslosen, enorm hoch kotierten Gaul (50 für 1). Der aussichtslose Gaul gewann glänzend, weil seine Konkurrenten zu Fall kamen.

„So, jetzt hab' ich etwa 20 000 Frank zur Hand und kann für heute genügend operieren —“ murmelte der Alte. „Gehen wir zunächst ans Büfett und sehen uns die Fragen ein wenig an, welche am gierigsten aussieht!“

Er felbft trank keinen Tropfen, aber den Cigal (Ablürzung von Garde Municipal) erkaufte er fast mit Eliquot. Er teilte auch an seine ganze Nachbarschaft unterschiedslos aus, so daß er bald dicht umdrängt war.

„Ihr alle seid miserable ohnmächtige Kreaturen — obgleich ihr mich einzusperrn die Nacht hattet!“ sprach es deutlich aus der verächtlichen Falte an seinem linken Reifensügel.

Als er abfuhr, wollte eine Menge Menschen in sein Roupee steigen, um ihn anzupfen zu können. Jedem zahlte er jede geforderte Summe unter der Bedingung, daß der Betreffende einen anderen Wagen suche. Er wollte allein sein.

„Ich kann Euch nicht riechen!“ schrie er zum Fenster hinaus. Es berlang im Rosten der abfahrenden Maschine — er horchte auf das Pochen der Räder und stampfte dazu mit dem Fuß auf, als ob er etwas zertreten wolle.

Der Abend dämmerte schon stark, als Lorel mit seiner Dame in ein Roupee des folgenden Tages stieg. Sie saßen sich am Fenster gegenüber. Die Gesichter der anderen Mitfahrenden (das Roupee war vollständig besetzt, und zwar nur von Herren) konnten sie nicht deutlich unterscheiden. Lorel sah nur neben sich einen roten Ankelebart und sich gegenüber, neben der Dame, ein paar pfliffige, unruhige Augen unter einem geschneigelten Zylinder. In einer Ecke am andern Fenster lag ein schmieriger Arbeiter gerefelt, der von seiner Fabrik heimkehrte.

Lorel, ganz in die Augen seines Gegenübers versunken, wurde plötzlich durch ein Goldgeklingel aufgestört. Er sah die Kohlenaugen des pfliffigen Herrn in dessen rußbraunem, bligen Gesicht aufgeregt glänzen. Auf den Knien des Pfliffilus lag ein Zeitungsblatt ausgebreitet und auf dem Papier drei Karten mit der Rückseite nach oben. Dann begannen die Karten zu tanzen unter den behenden Fingern des Herrn mit dem Rußteint. Plötzlich schob einer der andern unter irgend eine Karte ein Zwanzigfrankstück, ohne ein Wort der Aufforderung seitens des Virtuosen und ohne ein Wort von Gewinnstipulierung seitens des Spielers. Nach diesem lautlosen Vorgang hörte der Braunhäutige blüßschnell auf mit Kartenwenden — drehte die Karte um, unter welche der andere sein Goldstück geschoben hatte — und zahlte ihm dann zwei Louis zurück. Das ging so eine Weile fort. Auch die anderen Herren beteiligten sich jetzt an dem Spiel. Und erstaunlicherweise gewannen sie alle fast immer. Der Kartentwender zahlte ihnen gewaltige Summen aus, hunderte von Frank, wie Lorel sich sagte. Daß nach jedesmaliger Gewinnbegleichung ein eigentümlicher Postendienst der Hände hinter den Rücken sich entfaltete, das überfaß Lorel in seiner fiebernden Aufregung. Wo sich ihm doch hier eine Möglichkeit, das verlorene Geld zurückzugewinnen!

„Was sind die Bedingungen des Spiels?“ fragte er mit erstickter Stimme seinen bodsbärtigen Nebenmann.

„Drei Karten sind da,“ antwortete dieser schnell, mit großer Zuborkommenheit, fast als ob er längst auf diese Frage gewartet hätte, „zwei rote und eine schwarze. Wenn es Ihnen gelingt, Ihr Geldstück unter die schwarze Karte zu schieben, so bekommen Sie das Doppelte wieder.“

Während dieser Erklärung drehte der „Croupier“ seine drei Blättchen fieberhaft weiter, wie ein Automat. Seine Finger marschierten mit den Verrentungen eines Klavierkünstlers, die Karten hüpfen wie elektrifiziert. Er besorgte das, indem er ostentativ nicht auf die Karten sah. Vielmehr blickte er dabei Lorel steif ins Gesicht. Der folgte seiner stummen Einladung, wie ein Königin unter dem Blicke der Schlange die Besinnung verliert. Er schob einen Louis unter das Blatt — das er dann mit krampfhaft vorgestrecktem Zeigefinger auf dem Knie des Croupiers festhielt.

Der Croupier drehte um — kein Zweifel, dasselbe Blatt — aber verflucht! es war rot. Sein Louis verschwand in der Tasche des Braunhäutigen. Der Vorgang hatte sich wortlos abgespielt.

Lorel warf sich in seine Ecke zurück. Geistesabwesend sah er die Fabrikhäuser draußen vorbeiziehen. Die Gebäulichkeiten, Alleen, Erdwälle drehten sich wie konzentrische Viertelkreise — steckte er in einem Roulette? War der ganze rotierende Erdball nichts anderes?

Die Gesellschaft spielte raslos weiter und gewann wieder fabelhafte Summen. Lorel fühlte einen Druck des runden Knies ihm gegenüber: „Ich kann's nicht länger still mit ansehen — laßen Sie mir 20 Frank! Ich gebe Sie Ihnen noch diesen Abend wieder — wir treffen uns!“

„Spielen Sie nicht!“ sagte er zu Mademoiselle Jégine, „die Chance ist zwei gegen eins“.

„Man kann trotzdem gewinnen.“ antwortete sie.  
Ein weißer Blick — er langte ihr sein letztes Zwanzigfrankstück hinüber. Ein Kniebruch belohnte ihn, ein langer, heißer Blick umwickelte ihr gärtlich.

Jetzt hatte er nur noch ein dünnes Zehnfrankstück in der Tasche und in seinem gesamten Barbesitz.

Man fuhr eben in einem stockfinsternen Tunnel ein. Der Knebelhärtige steckte ein Wachsreichholz an. Auch flackerte hin und wieder der rote und grüne Schein der Signallichter von dem Nebengeleisen herüber. In dem tiefen Dunkel sah man fast nur die Hand des mader tonleitenden Kartendrehers neben dem Streichholz — ein matt beleuchtetes Stück Gepäcck — die wölfischen Augen der Spieler — den Zigarettenfunken.

Féline sagte mit der Linken die Hand Lorels, wie um ihre Aufregung zu zeigen. Dann setzte sie mit der Rechten — und verlor. Im selben Augenblick verlor das Streichholz, wohl von einem Aufschlag.

„Jetzt sind alle drei Karten schwarz — drei Louis her!“ rief eine Stimme. Lorel drückte die warme, zuckende Hand in der Seinen. Ohne daß er recht wußte, wie es geschah, fühlte er seinen Mund auf zwei breiten, vorgeschobenen, warmatmigen Lippen, seine Brust auf der ihren. In dem Nebel von Regier, der ihm bei dieser lichtlosen Umarmung durchs Hirn schoß, meinte er Goldgefingel zu hören — zankende Stimmen —

Ein Bahnlicht blinzelte herein — er sah eine Hand in Glace an den hohen, steifen Trägern des Braunhäutigen fahren, „Ruhe!“ rief jemand gebieterisch.

Dann war der Tunnel zu Ende.  
Aber die warme, kleine Hand blieb fest in der Seinen. Und Féline sah ihn mit einem feuchten Blick an, als ob sie eine zweite Auflage des Kusses begehrte. Sie forderte indessen etwas anderes — nämlich sein letztes Geldstück.

„Ich muß!“ raunte sie ihm ganz leise zu, mit einem tief unglücklichen Ausdruck.

Und da er sie ohne Verständnis ansah: „Wenn ich verliere — heut abend 9 Uhr bei der Jeanne d'Arc-Statue, Rue des Pyramides.“ Sie verlor denn auch richtig. Lorel kümmerte sich nicht mehr darum, er drückte ihre Hand immerfort; Knie und Fuß antworteten.

Westbahnhof!  
„Gehen Sie jetzt nicht mit — man kennt mich — bleiben Sie noch eine Minute im Kupee!“

Er gehorchte ihr. Die Herren stiegen hinter ihn aus, mit höflichsten Grüßen an die Adresse ihres geplünderten Opfers! Aber der Arbeiter blieb, steckte ein stinkendes Schwefelhölzchen an und begann auf dem Boden des Kupees herumzusuchen, stolpernd in seinem halben Rausch. „Vielleicht haben sie so 'nem Kanarienvogel durchflutschen lassen; dann gab's aber 'ne Woche Feiertag — nom d'un chien!“

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Lassalle-Roman.

Das Leben großer Männer hat von jeher den Künstler wie den Routinier der Literatur zur Darstellung gereizt. Galt es jenem, mit seinem eigenen Lebensgehalt für die Geschichte lebendig zu machen, mit der Fülle eigener Gedanken das Schema der Ueberlieferung feilsch zu vertiefen, so ist es das Ziel des anderen, einen bestimmten ausgesprochenen Gedanken zu propagieren, mit dem Namen des großen Mannes zu wirken, der über die Leistung seinen Glanz breitet, oder einfach die Lust an der Anekdote zu befriedigen, die den primitiven Leser immer beherrscht hat. So ist der biographische Roman ein weitausgebreitetes Genre geworden und für jede einzelne der oben bezeichneten Arten liegen sich unschwer Beispiele zur Charakteristik auswählen.

Zu den Lieblingshelden solcher Dichtungen gehörte — und wird für immer gehören: Ferdinand Lassalle. Sein Leben ist so reich an Gegensätzen, es steigt in so jäher Kurve blendend empor, es erlischt so plötzlich und ohne jedes vorhergehende Anzeichen, daß es des üblichen Zusatzes romantischer Verknüpfungen kaum bedurfte, um zum „Stoff“ zu werden. So verstrichen denn nach seinem Tode nur wenige Jahre, bis der Dichter jener Epoche des von seiner politischen Idee noch nicht abgefallenen Bürgertums, der der Liberalismus noch mehr war, als ein Zeitungswort, bis Friedrich Spielhagen in groß angelegten Romanen das merkwürdige Schicksal des Mannes und den politischen Prinzipienkampf, den er begonnen hatte, zu gestalten suchte. Seine Dichtungen („Die von Hofenstein“, „Im Reich und Glib“) sind selbstverständlich ganz aus der bürgerlichen Ideologie heraus geschaffen und zu ihrer Verherrlichung. Lassalle ist hier der Einsame, von einem romantischen Ehrgeiz Besessene, der unterliegt im aufreibenden Kampfe um ein ungeheuerliches Ziel, wo die geordnete Front der „Fortschrittlichen“, im Streben nach dem Erreichbaren, einem wahrscheinlichen Siege entgegengeht. Der romantische Held ist hier in einen bedeutenden Gegensatz gestellt zu dem romantischen König (Friedrich Wilhelm IV.), der ein Faktor in seiner Rechnung ist: die psychologische Charakteristik des Königs und die Charakteristik dieser Beziehung ist eine der feinsten, noch heute kaum veralteten Partien des Werkes.

Wir können hier nicht alle Wandlungen skizzieren, die Lassalle im Laufe eines halben Jahrhunderts in der Dichtung erfahren hat.

Nur dies sei erwähnt, daß er schließlich, wie fast alle Verühmtheiten der Gegenwart, auch in die Niederungen des Kolportageromans herabsteigen mußte. Wohl zur Zeit der Ausbebung des Sozialistengesetzes — denn vorher wäre ein solches Unternehmen doch zu gefährlich gewesen — suchte ein findiger Verleger das Interesse der wachsenden Anhängerzahl der Sozialdemokratie durch einen umfangreichen Sensationsroman über Lassalle zu gewinnen, der in den bekannten dünnen Heften in endloser Folge erschien. Ein brennend roter Umschlag, grell illustriert, sollte packen, — auf den ersten Blick. Es ist mir nicht bekannt, ob diese grobe Spekulation Erfolg hatte.“

Auch bei dem neuen Lassalle-Roman, dessen Erscheinen zu dieser kurzen Betrachtung Anlaß bot („Lassalle. Ein Leben für Freiheit und Liebe“, Geschichtlicher Roman von Alfred Schirakauer.), ist die inspirierende Göttin offenbar der Verleger gewesen. Er tritt ans Licht als Teil einer ganzen Bibliothek von Romanen aus dem Liebesleben berühmter Männer und Frauen. Und so mußte denn, nach der großen Katharina und Ludwig XIV., nach Lady Hamilton und Lord Nelson, nach Grillparzer — weitere Romane in Vorbereitung — mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes die Reihe auch an Lassalle kommen. Auf diese kluge Weise wird dem deutschen Bildungsphilister Gelegenheit gegeben, sein Bedürfnis an Erotik zu befriedigen, während er seine beliebte Bildung auszubreiten vorgeben darf. Das keine Laster macht seine Verbeugung vor der kleinen Tugend.

Dichter Schirakauer hat die gestellte Aufgabe mit ziemlichem Geschmac und bewährter Technik gelöst. Er kann selbstverständlich die weiten Perspektiven nicht geben, die ein Spielhagen fand. Bei dem Velteren spüren wir in jedem Moment den Rückhalt, den er an seiner Klasse hat, als deren Vorkämpfer er sich fühlt. Das gibt seinem Pathos die eigene Resonanz. Der Jüngere steht nur für sich und seinen Verleger ein, und das ist kein vollkommener Erfolg. Für ihn liegt selbstverständlich kein Grund zur romanhaften Verkleidung des Helden vor, wie er für Spielhagen bestanden hatte. Er muß im Gegenteil alles daran setzen, mit den Hilfsmitteln der modernen Psychologie das Problem Lassalle zu zeigen, wie er ist. So sucht er vor allem den Eindruck einer dämonisch-nervösen Lebenskraft zu geben, die den großen Agitator beherrschte und faszinierte, was in seinen Bannkreis trat: Gelehrte und Arbeiter, Denker und Männer der Praxis, und vor allem, vor allem natürlich Frauen, die „grande dame“ der Berliner liberalen Gesellschaft und die Aristokratin und das „süße Mädel“, die keusche Hausstochter und die „Löwin“ Helene; denn auf diesen punctum puncti ist ja der Roman wie das ganze Verlagsunternehmen wesentlich bezogen. Man muß es dem Verfasser zugestehen, daß er dieses Thema mit Diskretion an variieren verstanden hat. Auch ist es ihm gelungen, die geistige Ueberlegenheit Lassalles seiner Umgebung gegenüber wirksam zur Geltung zu bringen. Nur an zwei Männern scheitert diese Ueberlegenheit, an Marx und an Bismard. Marx steht neben dem blendenden Lassalle als der strenge Denker, ganz von dem feurigen Fanatismus seiner siegreichen Idee beherrscht. Bismard aber ist der Tatmensch, der die Mittel der äußeren Welt klarer erkennt, als der von seinen glühenden Gedanken getriebene Lassalle. Aber beiden gegenüber steht seine Erscheinung durchaus in ihrem eigenen Stil, in selbständiger Größe da. Gegen den Schluß hin, der freilich in keiner Darstellung dieses Lebens von Peinlichkeit frei bleiben kann, zerflattert auch dieser Roman, und die letzte Episode ist nur aufgepropft. Nur einem großen Künstler kann es gelingen, das Tragische dieses Laufs rein aus dem Bewusstsein des zwiespältigen Menschen Lassalle hervorgehen zu lassen.

Das Beste, was Schirakauer zu geben hatte, sind die Szenen und Bilder aus dem alten, eben den Weg von der heidnischen Mittelstadt und ihrer behaglichen Enge zur gewaltig um sich greifenden Größe der Weltstadt beginnenden Berlin. Diese Schilderungen von Straßen und Plätzen und von Kaffee- und Biergärten der „guten Zeit“ sind wirklich nicht ohne Reiz. Und dann die Gesellschaften des geistigen Berlin, in denen die exquisiten kleinen Symposien Lassalles damals weit berühmt waren. Die Silhouetten eines Barnhagen und Voelck, von Hilow, Vegas und anderen tauchen rasch und deutlich in diesem Rahmen auf. . . .

Der Stil dieses Romans ist ohne jede besondere Eigentümlichkeit, das typische Romanddeutsch nach der Tagesmode frisiert. Es wirkt immer etwas wunderbar, wenn aus diesen geschwollenen Sätzen die scharfe und blanke Rede Lassalles sich emporhebt. Um so schlimmer ist es, wenn der Verfasser dem Redner seinen eigenen Spolierstil in den Mund legt. „Loh mich Dein Sein einschärfen!“ ruft hier Lassalle einer geliebten Frau zu. Ja, hatte denn auch der große Rhetor, wie die Literaten von heute, an Stelle der Dhrn nur — Federn?

Ein paar Worte zum Schluß über die Ausstattung des Buches, um die sich der Verlag ersichtlich bemüht hat. Außer einem feinen polychromen Jugendbildnis Lassalles sind etwa fünfzig Porträts, Faksimiles und Abbildungen nach zeitgenössischen Originalen beigegeben, die bei dem billigen Preise des Werkes (4 M. broschiert, 5 M. gebunden) seinen zweifelhaften Wert wesentlich erhöhen.

Otto Wittner.

\*) Der Verfasser dieses Artikels wäze dem Leser zu Dank verpflichtet, der ihm ein Exemplar dieses alten Kolportageromans nachweisen könnte.

# Kleines feuilleton.

## Theater.

**Eine internationale Statistik der Theater-Subventionen.** Die Theaterfaison hat in aller Welt ihren Anfang genommen und gewaltige Summen werden wieder für diese Welt des schönen Scheines aufgeopfert. Daß die Theater nicht stets ein gutes Geschäft sind, geht schon aus den bedeutenden Zuwendungen hervor, die Herrscher und Behörden für sie aufbringen. Eine Zusammenstellung dieser Subventionen in den wichtigsten Kulturländern findet sich im „Guide musical“. Am besten sind in dieser Hinsicht die deutschen Theater daran, und unter diesen steht wieder Köln an erster Stelle, dessen beide Theater im Jahre 1910 einen Zuschuß von nicht weniger als 659 000 M. erhalten haben. Dann folgen: Düsseldorf 519 000 M., Mannheim 500 500 M., Leipzig 357 350 M., Freiburg i. Br. 318 000 M., Straßburg 289 645 M., Chemnitz 283 219 M., Frankfurt 272 500 M., Mainz 207 000 M., Elberfeld 137 750 M., Essen 130 000 M. In all diesen Städten erhalten die Theater zwar keine feste Subvention, aber der Stadtsäckel kommt für das Defizit auf und zahlt also in Wirklichkeit diesen Zuschuß. Unter den Herrschern dotiert der Kaiser von Oesterreich am freigebigsten die Theater. Die Wiener Oper erhält 600 000 Kronen feste Subvention; aber das Defizit ist ebenfalls noch beträchtlich, so daß die Zuwendungen unter Weingartners Leitung sich auf eine Million Kronen belaufen. Das Burgtheater erhält 400 000 Kr. jährlich, außerdem zahlt Kaiser Franz Josef aus seiner Privatkassette noch Unterstützungen dem tschechischen und dem deutschen Theater in Prag und den beiden Staatsbühnen in Budapest. Der deutsche Kaiser gibt für die Berliner Oper 900 000 Mark und für das Schauspielhaus 400 000 M. Die Subvention des Prinzenregenten von Bayern für die beiden königlichen Theater in München beträgt 600 000 M. Die Dresdener Oper erhält 400 000 M. von der Zivilliste des Königs von Sachsen. 200 000 M. gibt der Großherzog von Hessen für das Darmstädter Hoftheater aus. Der Zuschuß, den der König von Dänemark den königlichen Bühnen gewährt, beläuft sich auf jährlich 400 000 Kr. Von der französischen Regierung erhält die Pariser Große Oper 800 000 Fr. jährliche Unterstützung, die Opéra-Comique 300 000 Fr., die Comédie-Française 240 000 Fr., das Odéon-Theater außer dem dem freien Hause 100 000 Fr. Die Stadt Paris gewährt dem Théâtre-Lyrique umsonst den Saal des Gaité-Theaters, dessen Miete sonst 100 000 Fr. beträgt, und gewährt dem Trianon-Oprique einen Zuschuß. Die Stadt Lyon zahlt für sechsmonatige Spielzeit dem Direktor ihres Theaters 300 000 Fr. Unterstützung und trägt einen beträchtlichen Prozentsatz zur Anschaffung des Materials bei. In Marseille beträgt die Subvention 350 000, in Bordeaux 285 000 Fr. In Italien haben die Theater der großen Städte Subventionen vom Magistrat, und außerdem tragen die Verleger zu den Kosten der Einsubstanzierung eines neuen Werkes bei, mit dem dann die Truppen, wenn es ein Lustspiel ist, durch mehrere Städte ziehen. Als vor einigen Jahren die Mailänder Scala durch den Mißerfolg einiger Novitäten in ihrer Existenz bedroht war, taten sich einige reiche Kunstfreunde zusammen und stellten dem Direktor die nötigen Summen zur Weiterführung des altberühmten Theaters zur Verfügung. In Rußland werden die Kosten für die kaiserlichen Theater von Petersburg und Moskau vom Hofmarschallamt aus bestritten, der Hof unterhält auch Konservatorien für Musik, Deklamation und Tanz in beiden Städten, um einen tüchtigen Nachwuchs heranzuziehen. Die Gelehen werden völlig auf Kosten des Staates ausgebildet, müssen aber dann in den Verband der Theater eintreten und können nach zwanzig Jahren mit lebenslänglicher Pension ihre Entlassung erhalten. Nicht sehr günstig liegen die Theaterverhältnisse in Belgien. Das Théâtre de la Monnaie in Brüssel erhält vom Hof eine Subvention von 100 000 Frank und 150 000 Fr. von der Stadt Brüssel, die aber dafür Eigentümerin des gesamten Fundus ist. Der Direktor muß sich verpflichten, ein Orchester von wenigstens 80 Musikern und einen Chor von wenigstens 80 Sängern zu halten. Das Théâtre du Parc erhält von diesem Jahre an von dem Staat eine Subvention von 25 000 Fr. mit der Verpflichtung, belgische Werke aufzuführen. In Antwerpen zahlt die Stadt der Oper 60 000 Fr., ebensoviel den beiden nicht königlichen Instituten, der flämischen Oper und dem flämischen Schauspielhaus. So erweist sich also das Theater überall als ein ziemlich kostspieliger Luxus.

## Lufschiffahrt.

Ueber seinen am letzten Freitag vollführten kühnen Höhenflug veröffentlicht Roland Garros in mehreren Pariser Blättern fesselnde Schilderungen der abenteuerlichen Fahrt: „Seit acht Tagen war ich bereit, von neuem einen Angriff auf den Rekord zu unternehmen. Der Apparat, den Blériot nach meinen Angaben konstruiert hatte, war in allen Teilen sorgfältig geprüft; aber der Himmel hing schwer voll Wolken. Endlich zeigen sich ein paar blaue Stellen. Das Wetter scheint immer noch wenig günstig, eisige Kälte, entfesselter Wind, noch immer zu viel Wolken. Um so schlimmer! Aber wir machen den Versuch. Die Fahrt beginnt mit Benzin für zwei Stunden, mit einem Sauerstoffapparat und einem Kostüm, das eines Polarforschers würdig wäre.

Es ist 1 Uhr 45 Minuten. Die Wolken erreiche ich in etwa 1000 Meter Höhe nach 4 Minuten, und ich durchfliege sie durch ein blaues Loch. Alles ging gut ohne diese schrecklichen Wolken, die mir schon das Meer verbergen. Ich kann nur in Unterbrechungen links von mir Durchblicke auf die Erde erhalten. Ein besonders hergerichteter Barometer ist vor meinen Augen angebracht, so daß ich die Regelmäßigkeit des Aufstiegs genau beobachten kann. Ich steige sehr schnell; noch fliege ich keine 10 Minuten und bin schon 2000 Meter hoch. Dann 3000! Ich bemerke jetzt links von mir durch eine Wolkenöffnung die Küste; aber ich habe den Eindruck, daß ich statt mich ihr zu nähern, mich rückwärts entferne. Und doch macht meine Maschine 115 Kilometer in der Stunde. . . 4000! Kein Zweifel mehr: ich werde von dem Wind entführt, der also mehr als 115 Kilometer in der Stunde machen muß. Man könnte indessen glauben, in völliger Windstille zu sein, so regelmäßig ist er. Unter mir erblicke ich von Zeit zu Zeit wie durch eine Luke ein Stück der normannischen Ebene, dank den Dächern, die ich in den Flügeln meiner Maschine habe anbringen lassen. Der Rotor wird schwächer: jetzt kommen Verfolger! Ich suche eine neue Dosierung des Benzins, die sie unterdrückt. Trotz der dicken Kleidung packt mich die Kälte. Um mich aufrecht zu halten, greife ich zu der Sauerstoffflasche neben mir und atme nun beständig durch ein Kautschukrohr; dabei zähle ich die Schläge des Motors, deren Zahl normal bleibt. Der Aufstieg wird mühsam. 4600! Ich habe meinen früheren Rekord wieder. Die Maschine beginnt auf der Luft, die nicht mehr trägt, zu treiben. Die Barometernadel läuft wagerecht über das Papier: ich steige nicht mehr! Der Kampf gegen die Verfolger des Motors wird schwieriger. Ich hoffe noch 5- oder 600 Meter höher zu kommen, aber ich sehe, daß mein Sauerstoffvorrat vorzeitig zu Ende geht. Nach kurzer Zeit sehe ich die Barometernadel wieder steigen. Jetzt sind es 4800, die Höhe des Mont Blanc. Ich habe nun noch einen Schluck Sauerstoff, und mein Rotor setzt immerfort aus, so daß die Nadel sogar einmal fällt. Aber ich bin wie hypnotisiert von der 5000-Meterlinie, die nur noch 2 Millimeter entfernt ist von der registrierenden Feder. Nichts wird mich dazu bringen, abzustiegen, ehe eine Panne eintritt oder das Ziel erreicht ist. Ich suche einen günstigeren Luftstrom und nehme alle meine Hilfsmittel des alten Akrobaten zusammen. Endlich steigt die Linie wieder schwach an, und ich gewinne noch 150 bis 200 Meter. Die Atmung ist jetzt sehr mühsam. Aber da sind die 5000! Ich habe sie! Ich will sie überschreiten. Ein Unheil kündender Stoß mit einem lauten Geräusch! Mein Rotor schüttelt buchstäblich die Maschine. Mit einer fast augenblicklichen Bewegung, die schneller ist als jeglicher Gedanke, habe ich die Zündung abgestellt und gehe zum Gleitfluge über. Jede Schraubendrehung bringt eine heftige Erschütterung der ganzen Maschine hervor, und ich verjuche den Abstieg so langsam wie möglich zu machen, um meine dadurch schon sehr mitgenommenen Flügel zu schonen. Augenscheinlich ist ein wichtiges Stück, wahrscheinlich eine Kurbelstange im Motor gebrochen. Aber die Erschütterungen werden geringer und endlich steht die Schraube still. Ein mehr oder weniger scharfes Pfeifen, je nach der Schnelligkeit des Abstiegs, begleitet den Flug. 4500 Meter trennen mich noch von der Erde, aber ich habe die deutliche Empfindung, daß ich der Gefahr entronnen bin. Bei 1500 Meter durchschneide ich die Wolken, und zu meiner Freude liegen unter mir prächtige Weidplätze; ich hätte keinen schöneren Landungsplatz finden können. Es wäre ein Spiel ohne das schreckliche Säusen, das ich seit fünf Minuten in den Ohren höre. Ich stehe gerade gegen den Wind und komme fast auf der Stelle herab. Noch einige Sekunden der Spannung, dann lande ich sanft auf einer prächtigen Wiese. Kaum eine Viertelstunde war seit dem Unfall verfloßen, der jähre Gleitflug hatte mich ganz taub gemacht. Aber ich hatte meinen Rekord!“

## Aus der Vorzeit.

**Vorgeschichtliche Rätsel.** In dem französischen Departement Seine-et-Oise sind vor geraumer Zeit eigentümlich eingemeißelte Figuren an Felswänden gefunden worden, über deren Entstehung und Bedeutung sich die Forscher ihre Köpfe zerbrochen haben. Das letzte Heft der Bulletin der Anthropologischen Gesellschaft Frankreichs bringt wieder mehrere Aufsätze über diese Frage. Die sonderbaren Zeichen haben ungefähr die Form von Kreuzen mit kleinen kreisförmigen Aufsätzen an den Enden der Arme. Ueber die vorgeschichtliche Zeit ihrer Entstehung scheint man sich jetzt geeinigt zu haben. Dr. Courty erklärt sie im übrigen für prähistorische Wagen und bringt sie zusammen mit einer primitiven Form des Pfluges, der noch heute in einer Gegend Südfrankreichs gebräuchlich ist. Professor Daudouin versteht sie in die jüngere Steinzeit und deutet sie einfach als eine etwas abgeänderte Form des Hakenkreuzes oder der Swastika, und diese Erklärung ist ohne Zweifel weit wahrscheinlicher, da das Hakenkreuz in späterer vorgeschichtlicher Zeit eine große Verbreitung als Symbol besessen hat. Außerdem ist noch eine dritte Vermutung geäußert worden, nach der jene rohen Skulpturen als Darstellungen vorgeschichtlicher Hütten betrachtet werden sollen.